

Was aus sich machen – oder wie viel ist die Arbeit wert?

Von Martin R. Dean

Sehr geehrte Anwesende,

ich danke für die Einladung an diese Erstmaifeier und die Möglichkeit, einige Gedanken zur Arbeit vor Ihnen entfalten zu dürfen. Ich mache das gern, auch wenn das Verfassen der Rede Arbeit ist. Oder soll ich das «auch wenn» durch ein «gerade weil» ersetzen? Ist mir mein Vortrag vielleicht deswegen wichtig, «weil» er Arbeit gemacht hat?

Arbeit hat einen schlechten Ruf. Wer das Wort hört, denkt an Stress, Schweiß, Unlust und Frust. Für viele ist Arbeit eine Strafe Gottes: Im Scheweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen (1. Mose, 3.19). Da steht leider kein Wort von Vergnügen, Selbstverwirklichung oder gar Lust.

Auch für Karl Marx, dessen Weltbild dem des Christentums verwandt ist, ist Arbeit eine Kategorie, an der er die Entfremdung des Arbeiters in der kapitalistischen Produktionsweise aufzeigen kann. Arbeit entäussert nach Marx den Menschen von sich selber, indem sie ihn von sich selbst entfremdet und ihn zum Gegenstand macht. Die Arbeit entfremdet laut Marx aber nicht nur den Arbeiter von sich selber, sondern auch den Menschen von anderen Menschen.

Das sind Thesen, die einem Arbeitslosen von heute kaum einleuchten. Wer je unfreiwillig Ferien machen musste oder seine Stelle verloren hat, weiss, wie quälend endlose Freizeit sein kann. Arbeitsfreie Tage, wenn sie nicht mehr aufhören, können uns auf den Kopf fallen. Um abends eine Befriedigung zu verspüren, müssen wir tagsüber etwas Sinnvolles getan haben. Sinn, der durch Arbeit hergestellt wird. Sinn, durch den ich mich selber verwirklichen kann. Ich

kenne nur einen Beruf, der ohne Arbeit auskommt und dennoch sinnstiftend ist: den des buddhistischen Mönchs.

Man entdeckt diese in der Arbeit steckende Lust auf Selbstverwirklichung, wenn man einen jungen Menschen fragt, was er einmal werden will. Man merkt sofort, dass sein Berufswunsch etwas mit Selbstverwirklichung, mit Wachsen zu tun hat. Es ist möglich, durch Arbeit zu wachsen und mehr sich selber zu werden. Wer sich bewusst für einen Beruf entscheidet, will etwas aus sich machen.

In der Bezirksschule hatte ich einen rebellischen Freund, der den Lehrern das Leben schwer machte. Er kam immer zu spät, riss grosse Sprüche und gab den Clown, und das nicht nur in der Pause. Nachdem er wieder mal einen Riesenmist gebaut hatte, floh er mit der Klassenkasse auf die Isle of Man und musste von Interpol zurückgeholt werden. Natürlich flog er von der Schule und wir alle waren sicher, dass er nie einer geregelten Arbeit nachgehen würde. Und dennoch hat er es geschafft, sich neu zu erfinden: eines Tages vernahm ich, dass er Delphinzüchter in Bordeaux geworden sei und Jahre später sah ich ihn lachend auf einem Bild als Löwendompteur in Libyen. Er hatte gelernt, sich selber zu zähmen.

Natürlich ist das Bild der Arbeit als Selbstverwirklichung viel zu optimistisch. Kein Akkordarbeiter in einem Schwellenland, kein Minenarbeiter und keine Fließbandarbeiterin wird Arbeit als sinnstiftend empfinden. Viele müssen „chrampfen“, um zu leben, und kommen doch kaum über die Runden. Schlechte Saläre, miserable Arbeitsbedingungen und Ausbeutung zum Zwecke der Gewinnmaximierung verhindern, dass Arbeit als Selbstverwirklichung erfahren werden kann.

Was ist zu tun?

Wir müssen die Stellung der Arbeit neu bewerten. In einer Welt, in der die stabilisierenden Rituale wegbrechen, gehört die Arbeit als getaktete Zeit zur unbedingten Stütze. Wir sollten die Arbeit weniger abzuschaffen suchen als ihre Bedingungen so verbessern, dass sie einen Zusammenhang mit unserem Leben aufweist. Dazu gehören Massnahmen zum Gesundheitsschutz, Mitbestimmungselemente und vor allem Individualisierung. Die Rationalisierung entfremdet die Arbeit und sollte so dosiert werden, dass nicht in jedem Supermarkt die Kasse vom Kunden selbst bedient werden muss und draussen stehen die Arbeitslosen herum und verkaufen Surprise.

Arbeit muss den Austausch unter den Menschen fördern. Denn das grosse Problem unserer westlichen Gesellschaft ist die Vereinsamung. Deswegen dürfen Arbeitsabläufe nicht weiter anonymisiert werden, sondern müssen an den Menschen zurückgebunden werden. Ein Landwirt weiss, was er tut, wenn er in der frühe die Kühe melkt und abends den Käse auf dem Tisch hat. Eine Lehrerin ebenso. Stoppen sollte man auch das Outsourcing, mit dem die Arbeit anonymisiert, die Verantwortung delegiert und die Arbeitnehmer versklavt werden.

«Eine wachsende Zahl von Menschen in der postindustriellen Gesellschaft,» schreibt der Philosoph Wilhelm Schmid, «sieht keinen Sinn mehr in der Arbeit.» Wer aber mit seiner Arbeit nichts anfangen kann, der erfährt sein Leben als sinnlos, verfehlt, ja als «falsch».

Arbeit macht einen Grossteil unserer Lebenszeit aus; sie strukturiert und kalibriert unser Gesellschaftsleben. Es lohnt sich also, in der Arbeit nicht nur ein notwendiges Übel zu sehen. Wilhelm Schmid sagt: «Durch das Arbeiten wird das Selbst bearbeitet.»

Es sagt leider wenig Gutes über die Freizeitindustrie aus, dass sie uns kaum Sinn fürs Leben gibt. Sich zu zerstreuen mag nach Phasen der Konzentration gut tun; aber es wirft kaum Lebenssinn ab.

Heute verändert sich das Verhältnis von Arbeit, Leben und Freizeit drastisch. In einer Studie geben 75% der Befragten an, weniger arbeiten zu wollen. Dies betrifft vor allem auch Hochqualifizierte, sodass die Work-Live-Balance neu austariert werden muss. Denn Beruf und Privatleben sind immer weniger voneinander abgrenzbar. Das Arbeitsbild wird durch immer neue Berufe erweitert: Holografic Designer, Gebäudeautomatiker oder Climate Change Managerin sind nur einige davon. Klassische Geschlechterrollen schmelzen weg, ebenso wie fixe Arbeitszeiten. Und man lernt einen Beruf nicht mehr für's Leben, sondern gestaltet das Erwerbsleben flexibler, wechselt ein zweimal sein Betätigungsfeld.

Trotzdem alarmiert die steigende Zahl der Burnouts. Das heisst: Arbeit wird immer häufiger nur noch als erschöpfende Belastung empfunden.

Auch aus den Tälern im Silicon Valley dämmert eine neue Entwertung der Arbeit herauf. Die Philosophin Rebecca Solnit beschreibt anhand der Verödung von San Francisco, wie Arbeit immer mehr durch Automatisierung ersetzt wird. In dieser zum Experimentierfeld von Techmiliardären gewordenen Stadt gibt es immer weniger Möglichkeiten für menschliche Kontakte. Automaten, Smart Phones und Onlineshopping verhindern, dass Menschen noch real zusammenkommen und arbeiten. Lieferdienste eliminieren Kontaktzonen. Buchhandlungen, Orte des Austauschs, müssen schliessen, Menschen werden aus den Cafés gejagt, wenn sie sich zu lange darin aufhalten, Innenstädte veröden. Die unsichtbare Hand des Marktes löscht zwischenmenschliche Kontakte und ersetzt sie durch Onlineverbindungen. Airbnb macht die

Auflösung von Nachbarschaft zum Geschäftsmodell: statt Nachbarn, mit denen man über den Gartenhaag redet, zieht jeder Woche ein anderer Kunde in die Wohnung ein.

Fazit: technologische Entwicklung schafft zwar Arbeit, aber die falsche. Was wir brauchen, ist Arbeit, die für den Mensch da ist- und nicht umgekehrt.

Die jüngeren Generationen, denen nachgesagt wird, sie seien arbeitsscheu, definieren sich nicht mehr allein über ihre Arbeit. Dazu fallen mir meine Wynentaler Grosseltern ein, die beide ein Leben lang in Tabakfabriken schufteten und die vor ihrem Tod bitter bereuten, zu wenig gelebt zu haben.

Jüngere Menschen aber finden nicht mehr zur Arbeit, weil die Arbeitsbedingungen dem entgegenlaufen, was man "Humanisierung der Arbeit" nennen könnte. Daraus lässt sich schliessen: es geht heute nicht mehr um eine Verringerung oder gar „Abschaffung“ der Arbeit, weil das nur den Freizeitbereich aufbläht, sondern um eine Art von Arbeit, in der und durch die Sinnhaftigkeit erzeugt wird.

Ein Beispiel: Medizinstudierende möchten nicht 70 Stunden in der Woche arbeiten, weil sie zu wenig verdienen, sondern weil die Arbeitsabläufe bis zum Unsinn anonymisiert, entfremdet und rationalisiert sind. Deswegen mangelt es gerade im Medizinbereich, einem der Stützpfeiler einer prosperierenden Gesellschaft, zunehmend an Ärzte- und Pflegepersonal. Immer mehr Studierende verweigern das „Selbstopfer“, das die Älteren gebracht haben, weil sie wissen: wer nur noch im Spital lebt, verliert bald einmal den Sinn seiner Tätigkeit. Natürlich ahnen wir, dass das Selbstopfer der Ärzte eng mit ihrem Sozialprestige als „Götter in Weiss“ verbunden war. Doch dieser Status ist dahin.

Die Arbeit am Menschen, die Ärztinnen und Pflegefrauen und Männer zu leisten haben, wird letztlich „inhuman“, weil sie mit einem Leben neben der

Arbeit, auch mit Familie, nicht mehr vereinbar ist. Das ist ein Musterbeispiel einer aus den Fugen geratenen Live-Work- Balance. Fragen wir uns: Welche Fehlentwicklung musste einer der ältesten Berufe zurücklegen, um als wenig sinnstiftend und auslaugend erfahren zu werden?

Was ist gute Arbeit?

Eine Antwort sei gewagt: eine Arbeit, die vom Individuum ausgeht und seine Selbstentfaltung zum Ziel hat. Eine Arbeit, die Sinn macht und dem Leben Sinn gibt.